



## Wie Rom einem Schwindler aufgeessen ist.

Der brave Taxil zieht die Kirchenfürsten an der Nase herum. — Unglaublich Geschichten, die sich wirklich zugetragen haben.

Es sind gerade zwanzig Jahre her, daß der Mann starb, der das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, die Kirche bis auf die Knochen blankiert und einen ganzen Weltteil zum Lachen gebracht zu haben.

Leo Taxil (sein wahrer Name war Gabriel Rogand) war in Paris im Jahre 1854 geboren worden und hatte eine strenggläubige Erziehung genossen. Gerade weil er in fromm-katholischen Kreisen aufgewachsen war, begann er sich gegen den verlogenen Zwang anzulehnen und bekämpfte die Kirche mit einer Fülle von entsetzlichen und höhrenden Schriften. Bis eines Tages — so schien es wenigstens — die Wendung kam.

Taxil warf sich der Kirche als reuiger Sünder zu Füßen und begann ihr zu huldigen.

Er schrieb die abenteuerlichsten Geschichten über die Freimaurer, wurde durch die Veröffentlichung der Schriften, die seinem Verleger förmlich aus der Hand gerissen wurden, schwer reich und konnte sich noch überdies den Bauch vor Lachen halten, daß ihm der Papst, die hohe Geistlichkeit und die kirchengläubige Presse jedes Wort seiner frechen Lügen glaubte.

In seinem Hauptwerk „Die Dreipunktlebrüder“ (damit waren die Freimaurer gemeint) legte er diesen beispiellosen Sammelkaffee folgende Geschichte vor. Er erzählte, daß die Freimaurer in der höllischen Kammer zusammenkommen. Dort werden Teufelsbeschwörungen vorgenommen. In den Frauenlogen — es hat niemals „Frauen“logen gegeben (Logen nennt man bekanntlich die Vereinigungen der Freimaurer) — müssen die Neueintretenden

einem Wopshund den Hintern küssen, dann erst werde die eigentliche und unsittliche Aufnahme durchgeführt.

Das Werk wurde mit beispiellosem Jubel von den Katholiken aufgenommen, der Jesuitenpater Gruber übersehte das französisch geschriebene Buch in die deutsche Sprache und die „Stimmen aus Maria Laach“, das bekannte Jesuitenblatt, jubelten dem Verfasser in ihrem Heberheft 1888 zu und erklärten,

„daß Taxils Enthüllungen ganz im Sinne des vom Papst Leo XIII. selbst gutgeheißenen Programms geschrieben seien und fügen hinzu, daß von Taxils Werk bereits mehr als 100.000 Stück im Umlauf seien“.

Aber es kommt noch schöner. Taxil sah, daß

er den Ansprüchen allein nicht gewachsen sei und sah sich nach einem Helfer um, den er in den ganzen Schwindel einweihte. Die Frucht dieser Zusammenarbeit war das Werk, das unter dem Namen eines Dr. Haas und dem Titel

„Der Teufel des 19. Jahrhunderts“ herausgegeben wurde.

Dr. Haas, der sein Buch im Jahre 1892 erscheinen ließ, berichtet, daß er nahezu die ganze Welt bereist habe und daher in der Laae sei, genaue und verlässliche Berichte bringen zu können über den Teufelskultus, wie er überall getrieben wird. Auf seinen Reisen, erzählt er, kam er auch nach Singapur in Hinterindien, wo eine Engländerin ihre Reize, ihre Jugend, ihre Intelligenz ganz in den Dienst des Teufels stellt, dessen Apostelin und Stellvertreterin sie ist.

In den Höhlen von Gibraltar wohnen Legionen von Teufeln, die Stoffe für verheerende Krankheiten herzustellen haben. Der Chef der Teufel, Tubalkain mit Namen, begrüßte den Dr. Haas in geläufigem Französisch und überreichte ihm beim Abschied ein Fläschchen, mit dessen Inhalt er in Paris eine mörderische Choleraepidemie hätte bewirken können.

Er lernt auch den Satanspapa Pile kennen, der seine Befehle und Weisungen durch ein Teufelstelephon den Oberteufeln zu Charlestown, Rom, Berlin, Washington, Montevideo, Neapel und Kalkutta übermitteln. Dieser Pile besaß ein Zauberarmband. Dr. Haas war Augenzeuge, wie Pile mit Hilfe dieses Armbandes den Höllensfürsten Luzifer herbeirief. Dieser nahm den Pile sanft in seine Arme und reiste mit ihm nach dem fernen Stern Sirius. In wenigen Augenblicken waren mehr als 30.000.000 Meilen zurückgelegt. Nach Besichtigung des Sternes langte Pile wieder wohlbehalten in seinem Arbeitszimmer zu Charlestown an.

In London sah Dr. Haas, wie sich durch teuflische Kräfte ein Tisch an die Ecke des Zimmers erhob und in ein Strolodil verwandelte, das sich aus Klavier setzte, fremdländische Melodien spielte und dabei die Hausfrau durch ausdrucksvolle Blicke in arge Verlegenheit brachte.

Ganz großartig aber war der Einfall des genialen Taxil, ein Lieferungsvertrag herauszugeben, das monatlich, zwei Jahre hin-

durch (vom Juli 1895 bis 1897) erscheinen konnte und von den Lesern förmlich verschlungen wurde. Es nannte sich:

„Mit Diana Vaughan, Erinnerungen einer ehemaligen Teufelin“

und enthält das hirtreffigste Zeug, das jemals geschrieben wurde. Mit Diana, die Tochter des Teufels Birru, soll schon als Säugling dem Teufel geweiht und mit zehn Jahren Meister einer Freimaurerloge geworden sein. Sie vermählte sich in Amerika mit dem Teufel Asmodeus und erhielt als Hochzeitsgeschenk einen Löwenschwanz, den Asmodeus dem Löwen des Evangelisten Markus abgesehen hatte! Dieser Schwanz legte sich um ihren Hals und lüftete sie. Mit ihm unternahm sie ihre Weltreisen. Nachdem Taxil in einer Reihe von Fortsetzungen von den höchst unsittlichen und unsfrommen Handlungen der Diana berichtet hatte, verkündete er plötzlich Triumph: es sei ihm gelungen, die Teufelin zu bekehren!

Und nun kommt das, was jedem menschlichen Hirn, wenn es nicht mit kirchengläubigkeit verpöcht ist, unfasslich erscheint:

Man riß sich in Rom darum, die Bekehrte kennenzulernen. Der Kardinal Parocchi sandte ihr den römischen Segen — ihr, die gar nicht existierte, nur in der fabelhaften Vorstellungskraft Taxils! — und schrieb ihr unter Taxils Anschrift am 16. Dezember 1895: „Mein Fräulein und liebe Tochter in Unserem Herrn! ... Seit langer Zeit gehören Ihnen meine Sympathien, Ihre Bekehrung ist eine der herrlichsten Triumphe der Gnade, die ich kenne. Ich lese in diesem Augenblick Ihre Memoiren, die von einem brennenden Interesse sind. Ich werde daher sehr getröstet sein, Sie segnen und ermutigen zu können auf dem Wege der Wahrheit, auf den Sie getreten sind. Inzwischen glauben Sie, daß ich Sie in meinen Gebeten, besonders beim heiligen Messopfer, nicht vergessen werde. Aber hören Sie nicht auf, unserem Herrn Jesus Christus für die große Erbarmung zu danken, die er gegen Sie angewandt, und für das augenscheinliche Liebeszeugnis, das er Ihnen gegeben hat.“

Da Zweifel an ihrem Dasein aufstauten, denn Taxil konnte begreiflicherweise den Wunsch Roms nicht erfüllen, und täuschte vor, die Bekehrte befände sich in einem Kloster, das sie aus Angst vor der Rache der Freimaurer nicht zu

verlassen wage, so schrieb ihr der Geheim-  
schreiber Paps Leo XIII., Monsignore Vin-  
zenzo Sardi, um alle diese Einwände zu  
entkräften:

„... Von vielen liegt eine Verleumdung  
über Ihre Existenz und Ihre Identität vor.  
Ich glaube, daß da ein Kunstgriff der Sekte  
(der Freimaurer) vorliegt, um Ihren Schriften  
das Gewicht zu nehmen...“

Ein frommer Vater, namens Dr. Michael  
Sermannus, ließ sogar ein eigenes Büchlein  
erscheinen, in dem er für Miß Diana Partei  
nahm und seine Ueberzeugung

**auf die Gutheiligung ihrer Veröffentlichun-  
gen seitens des Papstes stütze.**

Er schreibt wörtlich: „Ein so gelehrter, er-  
fahrener und kluger Mann würde sich wohl  
hüten, so etwas irgendwie gutzuheißen und zu  
segnen, wenn er nicht gute Gründe für die  
Wahrheit dieser Dinge hätte. Ein Mann an der

Spitze der Kirche wird wohl vieles über das  
Satanreich und seine Kampfweise zu erfahren  
imstande sein, was gewöhnlichen Gläubigen  
entgeht.“

Das armes, gutgläubiges Vaterlein, was  
muß du für ein Gesicht gemacht haben, als du  
erfahrest, daß dein Papst einem Schwindler auf-  
gefressen ist!

Denn schließlich kam es ja doch heraus, und  
zwar durch die Enthüllung Taxis selbst; aber  
hauptsächlich Jesuiten, Alexiter und katholische  
Zeitungsschreiber teilnahmen, sprang er plötz-  
lich auf und erzählte den Zuhörern, deren Ge-  
sichter länger und länger wurden, daß er sie  
seit zwölf Jahren an der Nase herumgeführt

In einer Versammlung der „Gesell-  
schaft für Erdkunde“ in Paris, an der  
hauptsächlich Jesuiten, Alexiter und katholische  
Zeitungsschreiber teilnahmen, sprang er plötz-  
lich auf und erzählte den Zuhörern, deren Ge-  
sichter länger und länger wurden, daß er sie  
seit zwölf Jahren an der Nase herumgeführt

habe, und daß es ihn freute, aller Welt gezeigt  
zu haben,

**daß man den Herrschaften den abernsten  
Blödsinn vormachen könne, der sofort ge-  
glaubt werde.**

Zehn Jahre später, im März 1907,  
Taxis, fast vergessen, in Paris gestorben.

Wir haben uns verpflichtet gefühlt, den  
großen Spötter dieser Vergessenheit, die der  
Kirche natürlich sehr angenehm war, zu ent-  
reißten, und wir empfehlen unseren Lesern, die  
den Taxis-Schwindel noch genauer kennen-  
lernen wollen, als wir ihn hier auf beschränk-  
tem Raume schildern konnten, die eben erschie-  
nene Schrift von Franz Dirsch: „Der Taxis-  
Schwindel oder Roms größte Blamage“ zu  
lesen, die vom Freidenker-Verlag, 1. Bezirk,  
Wipplingerstraße 8, herausgegeben wurde und  
der wir die vorstehende Darstellung größtenteils  
entnommen haben.

**Montmartre.**

Von Adolf Abter, Paris.

Eine Repardirne in Mantwurspelz und  
Lackschuhen stellt über den Boulevard.

Vor dem großen, weltbekannten Vergnü-  
gungspalast stauen sich brave Pariser Bürger  
und genießen das Schauspiel der anfahren-  
den Autos. Taxis und Privatwagen in langen Rei-  
hen rollen vor. Fremdeninvasion. Amerikaner und  
Engländer in der Mehrzahl. Von wegen der Valu-  
ta: 1 Dollar = 25 Frank. Schlante Frauen, strah-  
lend in Juwelen und Straß, gepflegte Frauen,  
brillentragende Frauen hüpfen in den breiten  
Eingang und schweben die Treppen empor. Die  
Männer, im Smoking, greifen in die Hosent-  
aschen und ziehen Bündel Geldscheine hervor.  
Taxischauffeure schmunzeln. (Bei den Amerika-  
nern.) Taxischauffeure schimpfen. (Bei den Eng-  
ländern.) In der Halle des Palaises stinkt es  
nach Geld. Pfui Teufel, wie schön — wenn  
man es hätte.

Die Bogenlampe am Boulevard lachen  
mit strahlenden Kerzen auf die Menschen her-  
nieder:

Pariser Kofetten, rouge-mandarine und  
ocre, junge, alte und noch ältere. Vielen für  
zwanzig Frank Freuden — hm — und Leiden.  
Diese fielen sich nachträglich teurer.

An den Ecken der Nebenstraßen dunkle Ge-  
stalten, Halsstuchlaviere. Hände in den Taschen,  
Stummel im Mund. Lassen ihre „Bräute“ nicht  
aus den Augen.

Ein besserer Herr ist mit einem Schutzmann  
in ein temperamentvolles Wortgefecht geraten.  
Im Handumdrehen sind sie von einer dichten  
Menschenkette umschlossen.

Der Herr: „Sie haben mir höflich zu ant-  
worten!“

Der Schutzmann: „Habe ich getan. Ihre  
Papiere, Herr!“

Der Herr: „Sie haben mir höflich zu  
antworten!“

Der Schutzmann: „Ihre Papiere, Mon-  
sieur!“

Der Herr zum Publikum: „Ben von den  
Herren darf ich bemühen, mein Zeuge zu sein?“

Ein Kerl mit Schirmmütze und schielenden  
Augen: „Wieviel zahlen Sie?“

Es beginnt zu regnen. Aber die Menge  
läßt sich nicht stören im Auf- und Abfluten.  
Montmartre ist zum Vergnügen da. Oh bien...

Vor den Kaffeehäusern schweigende, ernste  
Kadetten in braunen und weißen Turnmänteln.  
Ordnungsgeschmückt. Betrachten aus wunderbol-

len Augen das Treiben. Wenn der weißbärtige  
Scheid nach seinem Glas Kaffee greift, klumpert  
der Klempnerladen an seiner Brust. (Ich frage  
mich: Warum hat er nicht die Stalbe seiner er-  
legten Gegner am Gürtel hängen? Da wüßte  
man, wieviel Menschen er umgebracht hat.  
Daran würde man seine Heldentaten hochach-  
tungsvoll ergebnst bewundern können. Aber  
Ordnung? Pah! Wieviel tote Menschen kommen  
auf einen Orden?)

Die „Tote Ratte“ läßt Schilderträger  
herumlaufen, die verteilen Zettel mit dem Pro-  
gramm unter lautem Gebrüll: „Nur in der  
„Toten Ratte“ amüsieren Sie sich!“

Während das „Restaurant zur Ratte, die  
nicht tot ist“, durch grelle Lichtreflexe seine  
Speisefarte wirken läßt.

„Die zwei Eis“, das politische Kabarett,  
lockt durch die Namen seiner Vortragskünstler  
an.

„Die Hölle“ überstrahlt in allen Lichterfar-  
ben den „Himmel“.

Und die „Schwarze Kage“, das älteste  
Pariser Kabarett, hat sich durch Neuanstrich der  
Fassade verjüngt.

Aber der „Montmartre-Keller“ liegt immer  
noch in dunkler Gruselkammer für die Frem-  
den da.

Ein Jahrmarkt, Herrschaften, ist der Mont-  
martre.

Aus einer Kneipe tönt Jazzmusik. Ich trete  
ein. Beißender Zigarettenrauch schwängert den  
Laden. Alle Tische sind besetzt. Eine so zusam-  
mengewürfelte Gesellschaft findet man nur in  
Paris: Ehepaare aus dem guten Bürgerstand  
neben Kolotten mit Anhang. Neger mit ihren  
weißen Freundinnen am gleichen Tisch mit Leu-  
ten der sogenannten besseren Stände. Hinter  
der Bar thront eine Schöne aus Algier. In  
einer Ecke steht ein Mann mit Halsstuch und  
Mütze, auf einem Auge blind, und betrachtet  
unbeweglich die Beherzsherin der Bar. Ein  
Mulatte, Hausknechtshürze unterm Rock, wackelt  
gutmütig und heiter mit dem Kopf nach dem  
Takt der Musik. Drei wüste Apachen flachsen  
sich mit dem Kellner. Die Tür geht auf, ein  
fleischiges Mädel tritt ein. Reicht dem einen  
Kerl einen Fünffrancschein und verschwindet  
wieder. Der Brave bestellt: „Encore une fine!“

Die Jazzband besteht aus drei Männern  
und vollführt auf allen möglichen Instrumen-  
ten und Gegenständen einen Musiklärm für  
zwanzig.

Ein Zeitungsvortäufel steckt den Kopf ins  
Lokal und brüllt: „L'Infran. Les six jours!“

wobei er die Zeitung L'Infranfigeant mit dem  
Bericht vom Sechstage-Rennen anbietet.

Ein Jahrmarktsummel diese Bude...  
Regen am Boulevard im Montmartre  
Freche Dirnen. Autos mit Ausland.

Und dann:  
Zwei Individuen. Menschen. Männer.  
Hungernde, elende, verkommene, zerlumpte, häß-  
liche Gestalten. Herrgott, man könnte schreien  
vor Weh. „Diner 20 Frank.“ Das Schild leucht  
unter gemeinem Licht. Da gehen sie vor-  
über. Zehen nicht links, nicht rechts. Augen  
immer auf die Erde gerichtet. Bücken sich. Grei-  
fen. Stecken in die Taschen. Sie sammeln  
Zigarettensummel.

„Zur Herberge.“ Ein Schlemmerlokal auf  
finierterter Art. Wo an primitiven Tischen aus-  
erlesene Lederbissen für teures Geld serviert  
werden. Wo der Luxus vorgetäuschte Sand-  
werksbüchsen-Einfachheit genügt gegen länd-  
liches Geld.

„Zur Herberge.“ Da fahren die Autos vor-  
über.

„Zur Herberge.“ — da wandern die beiden  
Menschen — vorbei. Im Regen. Im Elend.  
In schreiender Zerklumptheit. Hungernd. Augen  
auf die Erde gerichtet.

Menschen — — — Menschen — — —  
Ein Lebensspiegel der Boulevard am Mont-  
martre.

**Heiteres aus der Politik.**

Nacherzählt von A. S.

Ein antisemitischer Amtsrichter hält seine  
Jungferrede. Nach dem zweiten Satz stockt er.  
Die Linke ruft immer wieder laut: „Hört! Hört!  
wenn er weitersprechen will. Der Arme ringt  
mit seiner Stimme, ringt mit sich und tritt lei-  
denhaft ab.“

Der schlane Liebermann von Sonnenberg  
erkennt die Situation, stützt den Lampenstiel der  
Franken und führt ihn unter dem Gelächter der  
Linken aus dem Saal.

Liebermann von Sonnenberg, in den Saal  
zurückgekehrt, zur Geschäftsordnung:

„Mein Fraktionskollege A. Y. ist soeben von  
einer Herzbelemmung auf der Tribüne ereilt  
worden, die es notwendig machte, daß er sich  
sofort in ärztliche Behandlung begeben mußte.  
Ich nehme an, daß die Herren dort drüben, die  
vorhin gelacht haben, sich ihrer Sündensünde  
schämen werden!“

(Eine Stimme aus dem Hintergrund): „Der  
is doch keene Herzbelemmung, wenn einem der  
Herz in de Hoie fällt, det is — Herzweiterung.“

# Ich suche eine Wohnung.

Von W. Raort.

Ich suche eine Wohnung, meine Herren... Ich stelle bescheidene Ansprüche, ganz bescheidene...

Ich wünsche mir gerne eine stille Ecke, wo ich eine alte Kommode hinstellen kann, mit einer gestickten Decke und mit einer Tanziger Uhr, die unter einer Glasglocke tickt; weiße Musselinvorhänge am Fenster, in dessen Scheiben sich feuerrote Fuchsen in schattigen Blamenschiffen emporkriechen; ein altes, verschoffenes Fauteuil aus dem Rauchzimmer des Großvaters, in welchem ich, bequem sitzend, auf die feuchte gegenüberliegende Mauer sehen könnte, auf die zerfallenen Ziegel, von olivenfarbigem Moos, purpurroten Wildbeeren und vergilbten Buchholzblättern bedeckt; auf ein Fleckchen Karmel, grau und still wie das Schicksal eines Lehrers in einem einsamen Dörfchen; auf die in der Unendlichkeit der finsternen Nacht und des weißweißen Weges blinkenden Sterne, wo die Staubchen und Arome der zerstreutesten menschlichen Sorgen und Wünsche zittern, die von der schrecklichen Kraft des Lebens gegen die Himmelstore geschleudert wurden, von wo eine Rückkehr unmöglich ist...

Ich möchte gerne einen so stillen Winkel haben, in welchem die Melodie eines romantischen Liedes irt, gesungen von einem Mädchen aus der Zeit der Literaten Madame de Staël und George Sand.

Ich suche eine Wohnung, meine Herren!

\* \* \*

Du willst mich nicht verstehen, Mädchen! Zwar ist das Gesetz über den Mieterschutz in Kraft und kein Mensch vermag mich aus meiner Wohnung herauszuwerfen, aber es gibt Wohnungen, in welchen man absolut nicht wohnen kann... Es ist einfach unmöglich! Gesetz bleibt Gesetz, und das Leben fordert das Seinige... Es ist schwer, meine Liebe...

Ich habe zwar alle Bequemlichkeiten, elektrisches Licht, Badezimmer, Gas, ein Klosett, alles in der größten Ordnung. Und doch suche ich eine Wohnung: ich ziehe aus, und zwar unbesorgt. Die Ursache? ... Aber ich habe hundert Ursachen; oder besser gesagt, ich habe keine einzige, die „logisch“ einer Kritik standhalten könnte... Ich kann doch keinesfalls gestehen, daß der Grund, aus welchem ich meine Wohnung tauschen möchte — meine Gäste sind...

Ja, ja, die Gäste!... Du meinst, daß man unangenehmen Gästen die Tür schließen kann? ... Cha, cha, cha!... Nein, meine Liebe! Meine Gäste sind sonderbare Gesellen, die mich gegen meinen Willen besuchen und sich in meine Wohnung sogar durch das Schlüsselloch drängen. Ich habe solche Gäste, die für ständig zu mir als Untermieter einzuziehen und nicht einmal einen Groschen Zins zahlen...

Unlängst kam zu mir mein flüchtiger Bekannter, der Schreden, und machte sich in meiner Arbeitsstube bequem. Ich drohte ihm mit dem Brownianismus, und denkst du etwa, daß er eingetreten ist? ... Aber wo! Er setzte sich in der unheimlichen Ecke auf das Fauteuil und sitzt. Wenn nicht diese ausgeglügten Augen, die mich unheimlich durchdringen, dann hols der Teufel Zoll er wohnen! Ich hätte ihm schon längst eine Kugel in den Schädel gejagt, wenn nicht die Furcht vor einem Skandal... Sofort kommen sie mit Polizeihunden, Zeitungsreportern, Journalisten, und der Skandal ist da! ... Zwar ist es lächerlich, aber wahr! ... Du denkst vielleicht, daß ich meine zweite Mitbewohnerin, die Frau Bergweilung, dulden würde, wenn nicht die Furcht vor einem Skandal? ... Wie diese

gekommen ist... Ganz einfach! Ich kannte sie schon seit einigen Jahren, und einmal, in der Dämmerung kam sie... Sie kam unter dem Vorwande, ihre Freundin, Madame Zehnucht, zu besuchen, die schon seit einigen Jahren bei mir wohnt. Sie tat mir ein wenig leid. Um die verwelkten Lippen hatte sie das Lächeln eines verführten Mädchens, große, ermüdete Augen und frühzeitig ergrautes Haar!

Ich habe sie selbst eingeladen, sie soll bei mir übernachten, und seit dieser Zeit will sie meine Wohnung nicht mehr verlassen. Auf meinem eigenen Bette ruht sie aus, trinkt meinen Tee, setzt sich auf meinen Platz vor dem Schreibtisch, an sonnigen Tagen verstellt sie mir das Fenster mit einem dunklen Schleier, wirft meine Blumen auf den Misthaufen oder rupft von ihnen ein Blatt nach dem anderen ab und flüstert ironisch die Zähne über all mein Bitten, meine Wohnung zu verlassen... Vorigen Samstag mußte ich mich die ganze Nacht im Wirtshaus herumtreiben, denn sie wollte auf keinen Fall von meinem Bette abtreten, in das sie sich eingekuschelt hat. Um das Maß voll zu machen, hat die bei mir ständig wohnende Madame Zehnucht ihre alte Freundin, die Langweile, aufgeschloßt und brachte diese für einige Wochen in die Wohnung. Ich besitze nicht die Kraft, um diesen neuen Gast einfach vor die Tür zu setzen... Es geht nicht.

Sie ist sehr distinguiert und besser erzogen als alle meine Mitbewohner... Ich habe jedoch den Verdacht, daß die Langweile in boshafter Absicht das Bild des von mir geliebten Mädchens grau angestrichen hat, daß sie mir das Opernglas zerfallen lassen und mit den Uhren im Komplott ist, die so hoffnungslos sind, daß ich trotz dem Regen und der finsternen Nacht gezwungen bin, aus der Wohnung zu flüchten...

Am Montag kam der Briefträger mit einem alten Brief. Hinter dem Briefträger schlief sich ein alter Bettler ein, der sich Kummer nennt.

Er weinte, wand sich, bettelte, bis er endlich bei mir verblühte.

Der Kummer stellt mir das Geschirr zum Mittagessen, macht mir das Bett und weckt mich des Morgens aus dem schweren Schlafe.

Ich hasse ihn, aber meine Mitbewohner hindern mich, diesen zu entfernen. Ein Bast im Hause, Gott im Hause!...

Du tadest, Mädchen... Wahnsinnige Geschichten? ... Es stimmt, meine Liebe!...

Heute nacht erhob sich der Schrecken von seinem Fauteuil und sprach zum erstenmal zu mir. Zuerst habe ich nichts verstanden, aber jetzt verstehe ich schon alles!... O ja, alles! Welch verständiges, intelligentes und voraussehendes Subjekt er ist! Nur die gläsernen, glotzenden Augen... O, diese Augen!...

Es kam so: Ich konnte lange nicht einschlafen. Diom, Brova! — hat nichts genügt! Ich schau: Da haben meine Mitbewohner alle Türen und Fenster weit geöffnet, ohne Rücksicht, ob es mir angenehm oder unangenehm ist.

Durch das offene Fenster schlief die Nacht mit ihren feurigen Gelenken und nur einer geräuschlosen Bewegung ein, wie der Flug einer Fledermaus legte sie sich mit ihrer dunklen Last auf meine Brust.

Der Schrecken erhob sich von seinem Fauteuil und, sich am Rande meines Bettes hinsetzend, erklärte er mir irgendetwas sehr lange und sachlich...

Er sprach davon, daß ich als gut erzogener Mensch von dieser Wohnung ausziehen sollte,

denn der ohnehin kleine Raum kann so viele Mitbewohner nicht bergen, um so mehr, als er in allerhöchster Zeit seinen Götter, den beglaubigten Herrn — den Tod — hierher einzuführen beabsichtigt.

Ich suche eine Wohnung, meine Herren!

## See-Elefanten, die Haifische ganz fressen,

versteinerte Bäume, die die Wissenschaft nicht kennt, Meerestiere, die selbst Rieserwale zu töten vermögen, die Boa constrictor als Haustier traf George Hugh Banning auf seiner Reise durch mexikanische Gewässer und Länder an, die er in seinem bei F. A. Brockhaus, Leipzig, soeben erschienenen Buch „Im Zauber mexikanischer Gewässer (mit 69 Abbildungen und 1 Karte, Seinen W. 950) beschreibt.

Zehnucht nach „unberührten Orten“ nach „Inseln des Nichts“ hatte Banning einst getrieben, sich als gemeiner Matrose auf einem in die Südsee bestimmten Segelschiff anheuern zu lassen, vom heißen Wunsch durchdrungen, daß es irgendwo Schiffbruch leiden würde. „Wo das geschah, darauf kam es nicht an, solange es eine gottverlassene Verklüftung war, die das Wasser allseits umgab. Aber“, fährt Banning fort, „das Unglück verfolgte mich.“ Der Schiffbruch blieb aus, man lief nur „interessante“ Inseln an, wie Oahu und Tahiti.

Endlich wurde ihm der Wunsch vieler Jahre erfüllt, er wurde Zweiter Steuermann an Bord auf dem Belero II., der ersten Dieselschiff mit elektrischem Antrieb an der pazifischen Küste. Ihr Eigentümer hatte sie für eine Entdeckungsfahrt in die mexikanischen Gewässer besonders bauen lassen. Hier war der Mann nach dem Herzen Bannings, der Besitzer eines prachtvollen Fahrzeugs, der Mann mit der Schärpe nach unberührten Orten. Die Nacht besuchte unter anderem Guadalupe, Clarion, Socorro, Las Tres Marietas, Ijabel, Carmen und San Josef, alles Inseln, die abseits der gewohnten Straße liegen. Tiefseefische, Wale, Timen-fische, Delfine, Seehildkroten, Grotten und Höhlen, Schweins- und Schwerfische, seltsame Vögel, Salzseen, eine Feigenwildnis, die ganze Wunderwelt dieser untereinander so verschiedenen Inseln schildert uns Banning in seinem Werk. Nach diesen „Inseln des Nichts“ werden Seitenpfade in Mexiko besucht, San Blas, Nayarit, Tepic, Manzanillo, Colima, Guadalupe, Palmita, Mazatlan, La Paz, alles Orte, deren Dasein nicht vom Fremdenverkehr abhängig ist und die das ursprüngliche Mexiko zeigen, „glücklich faul, glücklich arm, Mexiko, wie es widerwillig aus dem Schlaf eines Jahrhunderts erwacht. Seine Einwohner leben und lächeln. Sie tauschen dem ebenmäßigen Trödeln der Brandung und dem Palmengesächel oder dem gelegentlichen Brummen eines Schweines, dem Hahnenschrei und dem Quietschen eines nackten Kindes. Sie pflanzen Korn und backen Tortillas; sie brauchen den Kopf, um Wasserkrüge darauf zu tragen; sie brauchen die Hände, um den Rücken zu wehren.“

Nicht nur wegen der glänzenden Schilderung einer fast unberührten Natur, sondern auch weil der Forscher als echter Humorist das Groteske und Bizarre an Menschen und Tieren erkennt und wertet, ist dieses Werk wertvoll. Urkomisch z. B. Begegnungen mit dicken, schwerfälligen See-Elefanten, die aufrecht der größten Mann überragen. Der Zoologe der Expedition behauptet zunächst, diese Ungetüme hätten die Schlafgrippe, weil sie mit ständiger Müdigkeit zu kämpfen scheinen. Plötzlich aber reißt eins der Tiere sein riesiges Maul auf, und die Forscher starren in einen gähnenden Rachen, der geräumig genug ist, ihre Köpfe zu schlucken,

etwa wie man die Spitzen vom Spargel abbeißt. Der Banning wird mit seinen Gefährten von einer Manta, einem ungeheueren Polypen, im Boot angegriffen, den selbst die Ängeln eines guten Gewehrs nicht im geringsten fürchten. Als die Seefahrer schon einen furchtbaren Kampf erwarten, kehrt das Tier aber um, denn die Wissenschaft weiß, daß diese Polypen nur Muscheln und anderes Kleinzug fangen.

Ebenso komische wie gefährliche Abenteuer erlebt die Expedition in Mexiko-Land. Die Mexikanerinnen sind schön und feurig, aber die Männer tragen lange, spitze Dolche im Gürtel. Auch ist es unangebracht, sich nachts auf der Straße blicken zu lassen. Der Wanderer spaziert, falls er keine befriedigende Auskunft über seine nächsten Zwecke geben kann, unweisgerlich in dunkles Gewahrsam. Noch viel unangebrachter ist es, den Männern des Geleites Widerstand zu leisten.

In der Schilderung Bannings wird ein Mexiko mit seinen Bewohnern lebendig, das ganz verschieden ist von dem, das wir aus der Durchschnittsliteratur kennen. Die Darstellung wird von einer Reihe schöner Bilder unterstützt.

### Was mancher nicht weiß.

**Mecca**, die heilige Stadt der Mohammedaner, liegt in der arabischen Provinz Hedschas, südlich von Medina, in einem engen, sandigen, anfruchtbar und von dürren, fahlen Höhen und öden Sandflächen umgebenen Tale, das sich von Norden gegen Süden senkt und in dieser Richtung von dem Regenbach Wadi-el-Farafra durchzogen ist.

Fische müssen ihre Nahrung hastig verschlucken, weil sie, um zu atmen, gezwungen sind, die Kiefer auf und ab zu bewegen.

**Könnte man das Meer völlig eindämpfen**, so daß zuletzt nur die Salzbestandteile zurückblieben, so erhielten wir eine solche riesige Menge Salz, daß man damit die gesamte Erdoberfläche mit einer 40 bis 50 Meter hohen Schicht bedecken könnte. Diese ungeheure Salzmenge bestände zu etwa 89 Prozent aus reinem Kochsalz (Chlornatrium), zu 7 Prozent aus Kalzium, Magnesia, Brom und Jod. Alles übrige wären die sogenannten Bittersalze (schwefelsaure Salze), welche dem Meerwasser den charakteristischen widerlichen Geschmack verleihen.

**Der Golfstrom** ist für die Walfischfänger von großer Bedeutung insofern, als die Walfische das warme Golfstromwasser vermeiden und die benachbarten kalten Strömungen bevorzugen, hauptsächlich nach der Seite von Newfoundland hin, wo dem Golfstrom ein kalter Strom aus der Baffinsbai entgegenkommt.

**In Deutschland** werden an einem Tage durchschnittlich 3208 eheliche und 380 uneheliche Kinder geboren. 117 sind Totgeburten. An einem Tage sterben bei uns im Durchschnitt 2160 Personen.

**In Japan** wurde im Jahre 1900 ein Gesetz angenommen, nach dem der Mann erst nach dem 20. Jahre rauchen darf.

**Hafen haben keine Augenlider.** Die Hafenaugen sind daher niemals geschlossen.

**Die Gesamteinnahmen der Deutschen Reichspost** betragen im Geschäftsjahr 1924/25 1654 Millionen RM., sie stiegen im Geschäftsjahr 1925/26 auf 1782,7 Millionen RM.

**Marcus Ausidius Lucus** erfand das Verfahren, Pfauen zu mästen und verdiente damit, wie Plinius berichtet, in einigen Jahren 60.000 Sesterzien, das sind 10 Millionen Mark nach deutschem Gelde.

**Der Bär** liegt halbwachend während der Wintermonate im Lager, ohne etwas zu fressen. Die Bäarin wirft sogar während dieser Zeit, und was das Wunderbarste ist, säugt, ohne Nahrung zu nehmen, ihre Jungen.

## Gebanken-Splitter.

### Bürgerium und Sozialismus.

Das mocht den eigentlichen Unterschied der bürgerlichen und proletarischen Politik aus: die erstere spricht fortwährend von Allgemeininteressen, will aber den Staat nur ihrem Sonderinteresse dienstbar machen und kann auch gar nichts anderes. Es gehört zum Wesen der bürgerlichen Politik, die Worte von Volkswohl und Volkstfreiheit zu bloßen Phrasen und Verschönerungen von partiellen Herrschaftsinteressen zu machen. Die proletarische Politik dagegen spricht prinzipiell nur von Klasseninteressen, sie will das Interesse der Besitzlosen und Ausgebeuteten zur Herrschaft bringen, aber nur, damit Besitzlosigkeit und Ausbeutung überhaupt verschwinden. Während also die proletarische Politik nur für Sonderinteressen des Proletariats zu wirken scheint, vertritt sie in der Tat — und sie allein — Allgemeininteressen. Denn sie will den Staat nur erobern, um an seine Stelle eine sozialistische Gesellschaft zu setzen, eine Gesellschaft, in der die Lasten der Gemeinschaft auf alle gleichmäßig verteilt werden, aber auch der Genuß der gesellschaftlichen Kultur allen gleichmäßig zuteil werden wird.

Dr. Max Adler (Die Kulturbedeutung des Sozialismus).

### Allerlei.

**Was Menschen noch begeistern kann.** In Cardiff in England gibt es einen Fußballklub. In allen englischen Städten gibt es Fußballvereine. Also nichts besonderes. Aber vor kurzer Zeit war in London ein großer Fußballkampf um die Meisterschaft. Auch bei uns geraten die Leute aus dem Häuschen, besonders wenn hart gekämpft und schwer gestieg wird. So auch in England. In London gewann Cardiff. Auch nichts besonderes. Sehr erfreulich für einen Fußballverein, die Meisterschaft zu gewinnen. Wir gratulieren. Aber weniger faßbar ist, daß der Zug von London bis Cardiff, in dem die siegreiche Mannschaft saß, durch drei große Walliser Jungengänge besetzt wurde. Schwamm drüber. Als aber die siegreiche Mannschaft aus dem Zuge steigt und 50.000 Menschen auf dem Bahnhofspflanz und weitere 150.000 Menschen in den Strahlen zum festlichen Empfang der Mannschaft stehen, wurde sie (die Mannschaft) von einigen hundert verrückten Weibern durchgeköpft, als ob sich Braut und Bräutigam schon 200 Jahre nicht mehr gesehen hätten. Da mußte doch in einem besinnlichen Menschen, der Gedanke austauschen, hier ist etwas nicht ganz richtig. Nämlich im Oberstübchen! Begeistern kann man sich für ein Spiel. Warum auch nicht? Aber 200.000 Menschen auf die Beine trommeln, sämtliche Spitzen der Behörden mobil und leusehe Jungfrauen und sittsame Ehefrauen des Städtchen Cardiff luftwütig machen, nur um eines Sieges im Fußballspiel willen, das übersteigt doch den natürlichen Grad von Manie, das ist schon ausgesprochene Verrücktheit im vorgehrittensten Stadium. Die Sportbegeisterung nimmt schon bedenkliche Formen an. Warten wir nicht die vollendete Idiotie ab und wenden wir uns gegen eine solche „Begeisterung“. Sie läßt Menschen vergessen, daß es noch wichtigere Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als nur ein — gewonnenes Fußballspiel.

**Ein natürliches Verjüngungsmittel.** Wie der Forschungsreisende Baron Sagem in einer russischen Zeitung erzählt, machte ihn der Maharadscha von Dschampur auf ein merkwürdiges

Kraut genannt Lulutate, aufmerksam, das einen verjüngenden Einfluß auf Tiere und Menschen haben soll. Elefanten, die in der Gefangenschaft durchschnittlich nur 70 bis 80 Jahre, aber nicht länger als 90 Jahre leben, erreichen in der Freiheit ein weit höheres Alter. Der Maharadscha schreibt dieses Resultat der Einwirkung von Lulutatebeeren zu, von denen sich die Elefanten in der Wildnis nähren. Dieses Kraut wächst auf steilen, schwer zu erreichenden Höhen, die von den Elefanten mehrere Male im Jahre erklettert werden. Im Auftrage des Maharadscha wurde eine genaue Untersuchung der Pflanzen und ihre Einwirkung auf Elefanten vorgenommen. Der älteste Elefant in Dschampur, der bereits an Altersschwäche litt, erholte sich infolge dieser Nahrungsermägen, daß er nochmals Junge zeugte. Auch wurde festgestellt, daß Papageien und Sittiche nach Genuß dieses Krautes ein neues Gefieder erhielten. Versuche mit Menschen sollen ebenfalls erfolgreich gewesen sein.

### Weiteres.

**Ah sooo...!** In eine Konditorei in Dresden kam ein Fremder, angelockt durch folgende Aufschrift im Schaufenster: Englisch spoken. On parle francais. — Si parle italiano. Ein fragender Blick fällt auf eine junge, hübsche Ladentochter. „It's you, who speaks English?“ Das Mädchen verneint lächelnd. „Mais vous parlez francais?“ Wieder ein lächelndes Verneinen. „Allora lei parla italiano?“ Nochmal ein lächelndes Verneinen. Der Mann fuhrt seine wenigen deutschen Proben zusammen und fragte: „Na, wer sprechen denn hier Englisch, Französisch und Italienisch?“ Das Ladentochter erwiderte treuherzig: „Meistenteils die Fremden.“

**Rekorde.** „Pui, Karlägen, du hast deine Schwester geschlagen, und du versprachst mich doch, brav zu sein.“ — „Ja, Mutti, aber das del wollte absolut braver sein als ich, und das brauchte ich mir doch nicht gefallen zu lassen.“

**Ein Rädel meiner Klasse** vernachlässigt über dem Bouffieren seine Schularbeiten. Ich bestelle mit den Vater und halte ihm die Rede vor. Nachdem ich geendet, sagt er beruhigend zu mir: „Lassen Se man gut sein, Fräulein, mach se pouffieren, sonst bleibt sie och sitzen wie Sie.“ (Stimpl.)

**Wenn man die Wahrheit sagt.** „Sieht Sie Papa, du hast gesagt, ich soll immer die Wahrheit reden, dann wird es mir gut gehen, und nun hat mich der Lehrer deshalb verbannt.“ — „Wieso denn?“ — „Er hat mit dem Finger in mein Buch gezeigt und gefragt, was das ist, und da hab' ich gesagt, „ein dreidiger Finger.““

### Rätsel-Gede.

#### Die Familie.

Der j, ein kleiner Tunichtgut, — Hat er den g zum Uebermut. — Als er den g herabgeseht, — Hat er sich seine d verlegt. — Er hat den g Vater, braver Bauersman, — Pant, und den g andern, f auch an. — Er liefert Weßstoff, und die Mutter — Nimmt gern ihn auch als Vogelfutter.

**Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:**

**Figurenrätsel:** 1. Fröhlich; 2. Ruine; 3. Italien; 4. Zesbrügge; 5. Depesche; 6. Knie; 7. Skarios. — Friedrich Engels.